



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Boehm, Max Hildebert: Letzte Stunde

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Letzte Stunde

Von Dr. Max Hildebert Boehm



Deutschland kämpft um sein Leben.

Es wird nicht untergehn.

Mit diesen schlichten Worten eines nicht mehr in Erfahrungsgründen, sondern in Glaubenssachen verwurzelten Vertrauens auf die Unvernichtbarkeit des Deutschtums in der Welt schloß ein Gedicht Alfred Kerrs, das wie wenige andere der ungeheuer erregten und doch edel gefaßten Haltung des deutschen Volkes im August 1914 Ausdruck gab. Inzwischen hat die Stimmung bei uns eine ganze Skala von Tönungen abgewandelt. Es folgte der Triumph schnell erkochtener Siege, der einen gänzlich unangebrachten Optimismus ins Kraut schießen ließ, es folgte der Rückschlag der Marnefrage, die das Stadium des Dauer- und Zermürbungskrieges heraufführten, dessen Kurve durch Hindenburgs Schläge im Osten und Süden noch gewisse Rückfälle ins romantisch Zugespitze erfuhr, im großen ganzen aber doch einen völlig neuen Rhythmus durchsetzte. Der Krieg wurde auch strategisch immer ausgesprochener zum reinen Verteidigungskrieg. Der letzte Versuch einer großen offensiven Drehung in diesem Frühjahr setzte erfolgverheißend ein und scheiterte im Juli. Heute sind wir Zeugen des grandiosen Gegenversuches unserer Feinde, uns und unseren

**Der Taler spricht:**

Bin ich ein Nicht,  
Des Mühens und Scharrens  
Und Wahrens nicht wert?  
Wer schmiedet aus mir  
Das deutsche Schwert?  
Da hat ihn die „Neunte“  
Schweigend genommen:  
Er ist in die rechte  
Schmiede gekommen.

Bundesgenossen durch einen allgemeinen Angriff an allen Fronten den Todesstoß zu versetzen. Unter einem Feldherrn von entschiedenen Fähigkeiten, mit Heeresmassen, wie sie die Weltgeschichte nicht gesehen hat, mit einem ungeheuren Aufwand technischer Hilfsmittel von modernster Vervollkommnung rennt das Heeresaufgebot einer ganzen Welt auf ein Signal hin in einem Riesenansturm gegen die Festung Mitteleuropa an. Das militärische Drama drängt auf seine Peripetie.

Eines der gefährlichsten Blendworte, mit denen die Ara Bethmann den politischen Begleitprozeß dieser militärischen Abwandlung irreführt hat, war die dogmatische Forderung, Kriegsziele dürften in der Öffentlichkeit nur nach Maßgabe des jeweils militärisch Erreichten aufgestellt werden. Wir belächelten unsere Feinde, die die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens, die Zerstückerung Österreich-Ungarns, die Loslösung der halb polnischen Ostprovinzen Preußens verkündeten, während gleichzeitig unsere Heere siegreich in Frankreich, Serbien und Rußland vordrangen. Und doch stählte dies unermüdliche Fordern eines nicht Erreichten die nationale Willenskraft zu ungeheuren Leistungen, während bei uns der Zweifel, ob und wie weit wir wohl das wirklich eroberte Belgien und Französisch-Lothringen, Serbien und Ostrußland behalten sollten, der Widerstreit zwischen strategischer Offensive und politischer Defensive die nationale Spannkraft lähmte. Die Entente suggerierte ihren Völkern im Moment der Niederlage die Zuvorsicht der Sieghaftigkeit, unsere Regierung und die politische Linke, mit der sie liebäugelte, nährte im Augenblick des Sieges die Furcht vor einer Niederlage. Die Entente führte Krieg, wir mußten den Krieg über uns ergehen lassen.

Wir hatten ihn nicht, er hatte uns. So kam es, daß wir in der Tat jenen allerhöchstens taktisch brauchbaren Zeitsatz sachlich ernst nahmen und befolgten. Rein aus der Tatsache, daß wir gewisse Gebiete besetzt hatten, zogen weite Volkskreise bei uns gefühlsmäßig den Schluß: wir müßten sie behalten. Verlor sich der Krieg in die Defensive, so erließen wir Friedensresolutionen. Zeigten sich am Horizont offensive Erfolgsaussichten, so wurden die Verzichtspröpheten von gestern unsicher. Auch die Alldeutschen, die Verkünder eines robusten Eroberungsprogrammes, deren annexionistischem Heißhunger eine gewisse Stetigkeit nicht abzusprechen ist, nahmen an diesen Schwankungen Teil. Nach den Mißerfolgen im Juli wurden auch sie sichtlich kleinlaut, in einem Zeitpunkt also, wo man für die Wirkung nach außen ihr Säbelrasseln noch am ehesten hätte brauchen können: ihr Verstummen wird nicht nur den Polen, sondern auch den Bulgaren nicht zum geringsten als ein ausschlaggebendes Symptom gegolten haben, daß in Deutschland die Zuvorsicht zum guten Ausgang zu schwinden beginne. Nicht eine Desavouierung der Alldeutschen, wie Delbrück und Rohrbach rieten, sondern im Gegenteil eine geheime Aufreizung wäre um jene Zeit das außerpolitisch Richtige gewesen.

Was im Juli verfehlt wurde, läßt sich heute nicht mehr gut machen. Aber wir können aus den Fehlern von gestern lernen. Der neue Fehler, der heute gewissermaßen an der Tagesordnung ist, wäre ein offenkundiger Rückzieher im Osten. Die Randbemerkung, die Bayer in seiner Hauptauschußrede an sein Stuttgarter Programm geheftet hat, ist das äußerste Zugeständnis, das der „östlichen Neuorientierung“ und der dräuenden Linken außerpolitisch gemacht werden darf. Selbst wenn wir die Absicht hätten, den Osten im Friedensschluß preiszugeben, so wäre es das denkbar Verfehlteste, das im Augenblick irgendwie zu verlautbaren. Vielmehr ist es die Aufgabe unserer Staatsmänner, es der deutschen Öffentlichkeit mit allen Mitteln einsichtig zu machen, daß die Aufrechterhaltung der deutschen Vorherrschaft im Osten im Augenblick absolut zum deutschen Defensivprogramm gehört. Mit der Preisgabe Finnlands und der baltischen Lande öffnen wir England ein neues Einfallstor in Europa. Wir verhelfen der ententistischen Orientierung in Rußland zum sicheren Sieg und bauen gegen uns selbst eine neue Ostfront. Für den immerhin denkbaren Fall, daß wir von der Türkei

abgeschnitten werden, berauben wir uns durch die Räumung des besetzten Ostens zugleich der letzten Getreidereserven. Der volle Verzicht, die Räumung, und der halbe Verzicht, die Erklärung zum „Faustpfand“, sind gleich unmöglich. An diesem Punkt bekundet auch das sozialdemokratische Mindestprogramm, selbst was die Mittel seiner eigenen Ziele anlangt, die außerpolitische Ahnungslosigkeit, die rein innerpolitisch eingestellte Organe, wie den „Vorwärts“, im Gegensatz etwa zu der außerpolitisch ungemein weitblickenden sozialistischen „Glocke“ immer ausgezeichnet hat.

Wo bleiben die Konservativen? Haben sie die Absicht, parlamentarisch völlig abzudanken und sich gänzlich auf die Guerilladefensive der Kabinette und Hintertreppen zurückzuziehen? Wollen sie mit einer wehmütigen Nührungsträne im Auge die Nationalliberalen in eine von Gnaden der Sozialdemokratie gebildete Regierung ziehen lassen und sich dann in einsamer Größe in einen Schmollwinkel verkriechen? Will die Rechte, die als einzige Partei die außenpolitische Einstellung nicht erst während des Krieges „gefaßt“ hat, in einem Augenblick die Zügel aus der Hand geben, das Parlament einen bisher nicht gekannten Einfluß auf die Leitung der äußeren Politik zu gewinnen im Begriffe ist, wo es also durchaus fraglich erscheint, ob der außerpolitische Dilettantismus einer Scheidemann-Mehrheit noch durch die überkommene Machtstellung eines der Krone verantwortlichen Kanzlers paralytisch werden kann? Bot das sozialdemokratische Mindestprogramm tatsächlich keine Handhabe, die längst entglittene Initiative mit einem kräftigen Ruck an sich zu reißen und zum mindesten aus den Nationalliberalen und dem Zentrum die Elemente anzuziehen und zu einem festen oppositionellen Block zu verkitten, die noch nicht den Wachstumsgeboten zum alten Eisen geworfen haben, die auch heute noch nicht die Regierung zu einem Spielball der Parteien machen und der Obersten Heeresleitung jeglichen politischen Einfluß entziehen wollen, die nun erst recht an einer unbedingten Ausschaltung Englands aus dem Osten festhalten und der englischen Umklammerung von West und Ost zugleich vorbeugen wollen?

Man wird nächstens die Konservativen die Partei der verpaßten Gelegenheiten nennen müssen. Die folgenschwerste Unterlassungssünde des Konservativismus war seine Unentschlossenheit und reaktionäre Verhärtung in der Wahlrechtsfrage. Zu Anfang des Krieges hätte die Möglichkeit bestanden, aus freien Stücken das unpopuläre kapitalistische Dreiklassenwahlrecht durch ein wesentlich demokratischeres Pluralwahlrecht zu ersetzen und damit statt des Odiums der Reaktion vielmehr den Ehrenschild fortschrittlicher Initiative zu gewinnen. Nichts geschah. Die Rechte rieb sich im Kampf mit einem Kanzler auf, dessen Verhängnis es war, daß er die Zeichen der Zeit nicht sah, daß er über dem Partieren mit der liberalen und pseudoliberalen Linken die große Aufgabe der Zeit, die Synthese konservativer Staatsgesinnung mit sozialistischem Geist, die Fortsetzung der großen Tat Bismarcks verabsäumte. Hier hätte der Konservativismus zur Tat ansetzen müssen, dann wäre ihm vielleicht ein großer Erfolg beschieden gewesen, statt jener Kette von Mißerfolgen an Konzessionen, zu denen die Politik des starren Festhaltens unweigerlich führte. Statt der breiten Masse des pazifistischen, sozialistisch verbrämten Liberaldemokratismus, die jetzt täglich an Macht gewinnt, bildete dann ein Block des sozialistisch unterbauten Imperialismus, bestehend aus Teilen des Konservativismus, Nationalliberalismus, Zentrums und der in drei Gruppen zerfallenden Sozialdemokratie das Fundament einer besonnenen und doch festen und kraftvollen Regierung. Statt eines Scheidemann würde dann ein Mann wie Bensch die führende Rolle in der Sozialdemokratie spielen, die ihm gebührt. Vom Alldeutschtum wäre der gute aktivistische Kern mit in diesen Block verschweift.

Die rodomontierenden Weltzertrümmerer und Wolkenschieber wären ein Häuflein Narren, die niemand ernst nähme. Ein politischer Gegensatz zwischen Oberster Seeresleitung und Reichsregierung bestünde höchstens gelegentlich in den Mitteln, nicht in den beherrschenden Zielen der Politik, da beide fraglos am selben Strang zögen. Nicht die Ideenwelt Wilsons und des westlichen Demokratismus wäre in Deutschland Mehrheitsprogramm, sondern die deutsche Politik hätte sich auf bodenständige Prinzipien besonnen und wäre im Begriffe, eigene politische Methoden auszuprägen und der Welt achtunggebietend vorzuführen. Das wäre ein großes Ziel konservativer Politik zu Kriegsbeginn gewesen. Jetzt zerbrechen dem Konservativismus auch noch seine kleinen Zielchen unter den Fingern und er steht vor einem Haufen von Scherben.

Ist es für all dieses zu spät? Für ein besseres preußisches Wahlrecht als das allgemeine gleiche: ja! Hier bleibt unter den herrschenden Umständen nichts als eine bedingungslose Einlösung des Königswortes, für das der nicht ohne Schuld der Rechten gänzlich zur Linken abgetriebene Bethmann vor der Geschichte verantwortlich ist. Die parlamentarische Fiktion sollte dem Konservativismus wenigstens das eine zeigen, daß er zum Kindergeispött wird wie ein alter, zahlloser Mann, wenn er nicht dem ganzen Getue des Herrenhauses ein Ende macht und das gleiche Wahlrecht bedingungslos bewilligt. Aber um diesen Preis allein ist heute das gesunkene Prestige der Rechten nicht wieder herzustellen. Die Bluterneuerung mit wahrhaft sozialistischem Geist, nicht mit marklosem Halbliberalismus der Scheidemannrichtung, ist dem Konservativismus heute schwerer als zu Kriegsbeginn, aber sie liegt nicht außer dem Bereich des Möglichen. Gelänge es der Rechten, durch die freie Initiative einer großen, von sozialistischem Geiste getragenen Aktion irgendwelcher Art die Wahlrechtsforderung gewissermaßen zu überstürzen, dann könnte es ihm kraft seiner überkommenen politischen Erfahrung und Reife doch noch glücken, die schleifenden Zügel wieder in die Hand zu bekommen und den tief im Dreck steckenden Karren der deutschen Politik flott zu machen. Ob es ihm gelingt, damit ein Debakel der gegenwärtig zur Regierung kommenden Mehrheit zu verhüten, ob erst ein handgreiflicher Mißerfolg von deren Seite ihm das Eingreifen möglich macht, ist heute schwer abzusehen.

Diejenige Partei wird heute die Führung gewinnen und behalten, die das zündende Wort findet, das in den stumpf und träge gewordenen Massen jenen furor teutonicus weckt, ohne den wir verloren sind. Trotz allem Raffinement hat unsere Stimmungsregie versagt, weil auch sie vom Geist der Angstlichkeit und des Mißtrauens in die Volkskräfte beseelt war, der in der Wilhelmstraße überhaupt das Ruder führt. Trotz vier Kriegsjahren ist unser Volk äusserpolitisch kaum wesentlich gereift, ganze Parteien beurteilen äusserpolitische Fragen noch immer nach rein innerpolitischen Gesichtspunkten, wie zum Beispiel die Sozialdemokratie die finnländische Verfassungsfrage und den ganzen Komplex der Ostprobleme. Sollte das zur Wirklichkeit werden, was als furchtbare Möglichkeit am Horizont heraufzieht, so würde zum ersten Male seit dem August 1914 unser ganzes Volk wieder von der nackten Lebensgefahr durch und durchgeschüttelt werden. Wie damals wird es dann wieder einen Moment geben, wo vor dem Schrecken der Stunde der Pulsschlag des Parteigetriebes aussetzt, wo es wirklich keine starren Parteien mehr, sondern nur noch flutende politische Kräfte gibt. Der „Vorwärts“ hat in seinem letzten Sonnabendartikel Töne von einer fast apokalyptischen Wucht angeschlagen, wie sie in Deutschland in diesem Kriege noch nicht gehört worden sind. Die Wirklichkeit wird uns allesamt noch ganz anders aufrütteln, als es das bloße Wort vermag. In der letzten, in der Notstunde, die alles entscheidet, werden die führen, die stark sind, einerlei, aus welchem Lager sie kommen mögen. Und sie werden sich durchsetzen, soweit sie das Wort

finden, auf das die Masse hört. Dann wird auch der Konservatismus zum letzten Male auf die Wage gelegt. Wird er auch diesmal von der Geschichte zu leicht befunden, dann — hat er seine letzte Gelegenheit verpaßt.

In der Tat: „Die Wende hat begonnen“. In allen Fronten tobt eine Schlacht, an deren Grauen keine Vorstellung heranreicht. Noch einmal fließen Ströme edelsten deutschen Blutes. Der Wall von lebendigem Fleisch und Bein, der seit über vier Jahren unser herrliches Vaterland schirmt, ist auf die härteste Bewährungsprobe gestellt. Das Letzte, das Schwerste droht: der Abfall unserer Freunde. Wieder erfaßt uns — noch elementarer — das abschnürende Gefühl unserer entsetzlichen Vereinsamung in der Welt. Es ist wieder wie im August 1914. Das fühlt derselbe Dichter, mit dessen Worten von damals ich begann, wenn er heute sagt:

Laßt uns das Letzte geben.  
Ein Wunder muß geschehn.  
Deutschland kämpft um sein Leben.  
Es darf nicht untergehn.

## „In tausend Zungen“

Von Dr. Mathieu Schwann



a, es ist falsch, daß wir in dieser schweren und großen Zeit in tausend Zungen reden, wie es die „Kölnische Zeitung“ nannte, also eine „kanderwelsche“ Sprache, wobei keiner den andern versteht, verstehen will, verstehen darf, sondern wir müssen deutsch miteinander und mit der Welt reden, damit man uns versteht.

Von geschichtlicher Deutung der auf uns einstürmenden Tatsachen könne keine Rede sein, meinte Prof. Martin Dibelius in der „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 235, 1. Wbl.) unter dem Strich; wir müßten der Welt und dem Volke sagen, „daß diese Verstrickung nicht auf Menschen- (auch nicht auf Diplomaten-) Torheit und nicht auf Menschen- (auch nicht auf Engländer-) Bosheit beruht, sondern auf Schicksalsnotwendigkeit . . . und daß man dieses Schicksals letzten Sinn nicht weiß“. Also der Glaube an das Fatum wird dort gepredigt, während aller Götterglaube, alle Wissenschaft sodann der verflochtenen 6000 Jahre Menschekultur bestrebt war, das Fatum zu zerpfücken und in eine größere oder kleinere Summe von Ursachen auseinanderzulegen und der Erkenntnis nahe zu bringen. Und über dem Strich fährt Dr. Hugo Preuß in der gleichen Nummer damit fort, die Ursache in der Nichtparlamentarisierung und Nichtdemokratisierung Deutschlands und Preußens mit grimmigen Angriffen gegen die Diplomatenheit darzulegen. In einer ferneren, benachbarten Nummer setzt sich die „Frankfurter Zeitung“ selbst mit der „Schweizerei“ ihres früheren Redakteurs Nippold auseinander, zuckt dabei wieder gegen Chamberlain auf, dessen Beitschenkfall „Landesverrat“ ihr immer noch durch die feinsüßlichen Nerven geht, und auf der letzten Seite des Inferatenteils folgt ihr großes Preisanschreiben, „von dem Streben geleitet, mitzuhelfen, daß auch die bevorstehende neunte Kriegsleihe wieder ein voller Erfolg werde“, während wiederum in einer Nachbarnummer einer ihrer Korrespondenten in rüdester Sprache zum Einschmelzen der Hohenzollerndenkmalerei auffordert. Schweizerei hin — Schweizerei her — von den Bernern scheint man da noch nichts zu wissen, an deren starken, gesunden, „agrarischen“ Heimatsinn trotz aller Fremdeneinfuhr ein intellektuell verschrobenes Gehirn sich Gesundheit und Geradheit holen könnte, wie gerade ein solcher Berner mir im Jahre 1911 in langabendlichen Unterhaltungen dartat, daß ich die preußischen Junker nicht kenne, so wenig wie ich die Berner kenne. Und aus seinen Darlegungen lernte ich sie kennen und weiß heute, wo die Nahrungssorge der Schweiz so grausam über den Hals kam, daß er recht hatte, und daß die Neunmalweisen, die die 100 Millionen-Einnahmen aus der Fremdenindustrie für eine Bereicherung des Landes hielten, einen Raubbau am Schweizer Volke, an seiner Tüchtigkeit und Gesundheit betrieben.